

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 30

Artikel: Ihr Berge der Heimat!
Autor: Dutli-Rutishauser, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643334>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gen. Siehst du nicht die Hel ganz wachbar vor dir offensten!" Auch lateinische Sprüche sind nicht selten. Endlich hat Visperterminen sogenannte Heidenhäuser mit kleinen Fensterchen.

Man führt in Visperterminen vielfach noch ein eigentliches Nomadenleben, zieht im Frühling in die Nebberge, im Frühsommer auf die unterste Alp, dann auf die obere, im Herbst wieder ins Dorf, dann bis Weihnachten auf die untere Alp, wo das Heu verhütet wird, erst um Weihnachten wieder ins Dorf. Man lebt äußerst einfach und wird daher recht alt. Die Kleidung wird von den Frauen und Töchtern im Winter selber gesponnen und gewoben. Sogar der hohe Walliser Hut mit seinen buntgestickten Bändern wird in manchen Häusern immer noch hergestellt. Diese Hüte sind der Mode nicht unterworfen und Jahrzehnte durch im Gebrauch.

Visperterminen ist eine der interessantesten Berggemeinden des Wallis und für kurzen und längeren Aufenthalt sehr geeignet.

F. V.

Ihr Berge der Heimat!

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Niklaus Walker meldete sich seinem Kommandanten zurück.

Der Oberst der päpstlichen Schweizergarde sah über einem Stoß Briefe und achtete kaum der Meldung und dessen, der vor ihm stand. Mit einem bedächtigen Kopfnicken entließ er den Gardisten. Als aber dessen Tritte im langen Gang widerhalten, erhob sich der Offizier und schickte den eintretenden Bedienten, den Gardisten Niklaus Walker zurückzurufen. Irgend etwas an dem Burschen war dem Obersten aufgefallen, — vor ein paar Tagen schon. Er hatte ihn Wache stehen sehen vor dem Audienzsaal seiner Heiligkeit. Lässig und in schlechter Haltung stand der sonst so stramme Gardist da, und dem Oberst war der Zorn hochgestiegen: „Was, Sie — Niklaus Walker, Sie stehen so schlampig da, am frühen Morgen? Ich erwarte Sie heute zum Rapport.“ Aber ganz richtig hatte der Soldat geglaubt, die Fersen klappten zusammen, daß der Helmbusch lange zitterte, und die Augen schauten furchtlos auf, als er mit seinem tiefen Baß sein „Zu Befehl, Herr Kommandant!“ donnerte.

Der Oberst hatte ihm abends beim Rapport mit scharfen Worten Vorhalte gemacht, und als Niklaus Walker trotz allem so kernengerade da stand und kein Auge von



H. Baud-Bovy: Zu Tale steigender Senn.

(Aus Baud-Bovy, Schweizer Bauernkunst.)

ihm wandte, da fragte er streng: „Was haben Sie beim Wachestehen vor der „Sala regia“ gedacht, Walker?“ — „Ich weiß es nicht, Herr Oberst!“ hatte Niklaus Walker geantwortet, und der Oberst entließ ihn mit den Worten: „Sie wissen, daß ich nichts so hasse, wie Kopfhänger und Menschen, die nicht wissen, woran sie denken!“

Und nun stand er wieder vor ihm mit dem gleichen unbestimmten Ausdruck in dem jungen, markanten Salbaten-gesicht. Eigentlich wußte der Oberst nicht recht, was er von ihm wollte; er merkte nur, daß etwas nicht stimmte mit seinem liebsten Soldaten. — „Sind Sie krank, Walker, daß Sie immer so traurig dreinschauen?“

„Nein, Herr Oberst!“

„Wo waren Sie heute während Ihres freien Nachmittags?“

„Draußen am Bahnhof, Herr Oberst!“

„Haben Sie Besuch?“

„Nein, Herr Oberst!“

„Dann kann ich nicht begreifen, warum Sie immer nach dem Bahnhof fahren, ich sah Sie zufällig auch letzte Woche draußen. Mir gefällt sonst das Herumstehen an Bahnhöfen nicht. — Laufen Sie, bummeln Sie, fahren Sie nach Ostia ans Meer, wenn Sie frei haben, aber hungern Sie nicht auf Plätzen herum. Denken Sie daran, daß im Herbst die Beförderungen vorgenommen werden und daß Sie Aussicht hätten — — nein, mehr verrate ich nicht, aber merken Sie sich meine Worte!“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

Der Oberst sah seinem Soldaten nach, als er aus dem Zimmer schritt. Herrgott, war der ein Kerl! Wie geschaffen zum Soldaten. Trug seit zwei Jahren die gelb-blauen Hosen der päpstlichen Schweizergarde und war bei Vorgesetzten und Kameraden allgemein beliebt. Man sprach davon, ihn zur Beförderung vorzuschlagen, und nun machte

er Geschichten. Stand auf Posten da wie ein schwindstüchtiges Mädchen und drückte sich am Bahnhof im Gewühl der Menge herum. Am Ende hatte er irgend eine schwarze Römerin am Bündel und fühlte sich als unglücklicher Liebhaber. Sie waren ja sonst nicht so, die schwerfälligen Walliser, aber die Römerinnen sind scharf hinter den großen Gardisten her. Stem, er mußte der Sache auf den Grund gehen, es wäre zu schade um den Niklaus Walker.

Der stand am späten Abend am offenen Fenster der Kaserne und sah über den Borgo vecchio hinweg nach dem gestirnten Nachthimmel. Die Unterredung mit dem Kommandanten fiel ihm ein. Recht hatte er schon, wenn er sagte, er sei nicht mehr der gleiche. Aber wenn er glaubte, er würde ihm sagen, warum, so täuschte er sich. Nein, er konnte und wollte es nicht sagen, nicht dem Obersten und nicht einem andern — es ging nicht. — Das Heimweh war über Niklaus Walker gekommen. Ein seltsames Heimweh, von dem er erst selber nicht gewußt, ob es eine körperliche Krankheit sei, oder das Verleiden des Gardedienstes. Es war da und seit jenem Abend im Mai, wo das Gardeorchester Heimatlieder spielte, wußte er: Es war keine Krankheit, kein Ueberdruß am Dienst — es war das Heimweh! Sonderbar! Zwei Jahre waren vergangen nach dem Treueide, mit dem er sich auf drei Jahre dem Dienste des Papstes verpflichtet hatte. Damals hatte er gelacht, als die Mutter im ersten Briefe gefragt hatte: „Sag' es mir aufrichtig, Niklaus, hast Du kein Heimweh?“ Nein, er wußte nicht einmal, was das war. Schön und groß war ihm das fremde Land vorgekommen. Aufatmen konnte man da, wo keine Berge waren, und den Blick sich weiten lassen an den endlosen Ebenen. Nein, die Heimat war zu klein für die großen Träume, mit denen Niklaus Walker seine Zukunft ausschmückte. Dort standen immer die gewaltigen Bergriesen im Wege, wenn man weiter schauen wollte. Die Armut drückte zu schwer, sie gestattete nichts, nicht die kleinste Zerstreuung. Die Fremde aber ließ einem wenigstens so viel, daß man sich keine Sorgen zu machen brauchte. War auch der Sold der Schweizergardisten nicht groß, so reichte er doch immer noch zu einem Ausflug ans Meer, oder zu einem Hoch in den Weinstuben von Frascati oder Tivoli. Aber nun war das Heimweh dennoch da! Ein Lied von den Bergen war es gewesen, das es geweckt hatte. Er hatte es zu den Klängen der Musik begeistert mitgesungen — zum Schluß einen lauten Jauchzer getan und geschwiegen. Von dort an sang er nicht mehr, und es war vorgekommen, daß er wie ein Kind weinend auf seinem Bette lag, wenn unten im Hofe die Kameraden die Lieder der Heimat sangen. Einmal war er draußen an der Via Appia gewesen. Da hörte er von San Sebastiano herüber ein Glöcklein läuten. Ihm war, als ob es den gleichen lieben Ton läute wie das einzige Glöcklein im Turme der Bergkirche daheim. Er grub den Kopf in die Hände, hielt sich die Ohren zu und lief doch dem Tone nach, bis er verflungen war. Was war ihm nun die große Stadt, was ihre vielen tausend Menschen, wenn die Sehnsucht nach Bergen und Einsamkeit ihm in der Seele saß und sie würgte? Er kam sich vor wie der Adler, der beim Capitol in einem Käfig saß. Auch der hatte alles, was er zum Leben brauchte, aber das andere hatte er nicht: Die Heimat!

Niklaus Walker schlug sich an die Stirn. Er war doch kein Kind mehr, das nach Vater und Mutter schrie. War einer unter den 120 Gardisten, der eine Spur von Heimweh zeigte? Ja, einer war gewesen, der Wilhelm Gruber, der am zweiten Tag schon davongelaufen war, von dem das Gespött heute noch lief, er habe in der Nacht „Mutter“ gerufen! Walker lachte bitter. Es war nicht das Heimweh nach der Mutter, das ihn drückte, als vielmehr das Verlangen nach der Heimat überhaupt. Wohl hat mitten im Bild, das er von der Heimat im Herzen trug, immer

auch die Mutter. Die starke Frau mit den sieben Buben und dem schmalen Gütlein, die Frau, die so oft nach der „Weißen Fluh“ hinüberschaute, an der der Vater zu Tode gestürzt war. Aber er hätte das Heimweh auch gehabt, wenn keine Mutter mehr gewesen wäre. Er lehnte sich aus dem römischen Staub nach der freien Luft, aus den Eindrücken der Campagna zu den Alpen, die auf das Häuschen im Bergtal sahen. Was tat er hier? Dienen! Und daheim schritten die Brüder frei und schwer über den Boden der Heimat, und wenn sie auch um Lohn die Fremden in die Berge führten, so waren sie doch die Herren, die freien Söhne des stolzen Landes, und es lag an ihnen, täglich ein paar Menschen zur Höhe oder in unrettbares Verderben zu geleiten. Man nannte den Namen Walker weit über das Walliserland hinaus mit Achtung und fast mit Ehrfurcht. Und er gehorchte hier dem leisesten Wink. Niemand unter den vielen Tausenden von Menschen kannte seinen Namen und keiner wußte, daß sein Vater der „Held von der weißen Fluh“ genannt wurde! — —

Niklaus Walker streifte mechanisch die Uniform von sich und schlüpfte in die Zivilkleider. Er mußte noch hinaus, bis zehn Uhr hatte er Ausgang, und wenn die Kameraden zu Bett gingen, konnte er zurück sein.

Die Wache am Kasernentor im Vatikan wunderte sich, als Walker so spät ausging. Aber er sagte ruhig, daß er bis zehn Uhr wieder da sei.

Wieder, wie schon so oft, zog es ihn zum Bahnhof, wo er den abfahrenden Zügen nachsah. Das Tram führte ihn durch die hellerleuchtete Stadt nach der Station. Um diese Zeit ging ein Zug über Genua und Mailand durch den Simplon — am andern Morgen kam er in der Heimat an — oh — mitfahren dürfen, heim in die Berge, schrie es in Niklaus Walker. Und er stand und überlegte: Da machten sie den Zug fahrtbereit nach der Heimat und er trug das Heimweh im Herzen, das ihn mit der Zeit umbringen mußte. Wenn er ginge? — — Ein Sprung in den Wagen — dann wäre es vorbei — was dann nachher kam, es wäre leicht im Vergleich zu der Qual hier in der Fremde. Aber eines — nein, das wäre nicht leicht. Der Treubruch — der Meineid! Er hatte sich dem heiligen Vater verschworen auf drei Jahre, hatte sich mit seinem Leben und seiner Ehre dem Gardedienst verpflichtet, und nun wollte er desertieren, den Schwur brechen! Dann war er ein Meineidiger, einer, der nicht mehr an die heilige Stadt denken konnte, ohne zu erröten. Und im Vatikan würden sie seinen Namen brandmarken als den einzigen, der je treulos war in der Schweizergarde. Sein Land, sein geliebtes Wallis, es müßte herhalten: „S' war ein Walliser“, würde es heißen. Nein, es ging nicht, er durfte nicht aus übergroßer Liebe zur engen Heimat sich an ihr versündigen.

Schon setzte sich der Zug in Bewegung. Und Walker stand und starrte ihm nach, als er mit hellen Lichtern aus dem Bahnhof rollte, hinaus durch die Ebenen der Toscana und der Lombardei — —

Fest und entschlossen wandte sich der junge Mann und stand seinem Obersten gegenüber. Eine heiße Rote überflog sein Gesicht und verlegen grüßte er. Wie er aber an ihm vorbei wollte, hielt ihn der Oberst am Arme fest: „Warum stehen Sie wieder hier und wollen sich das Fieber holen?“

Aber Niklaus Walker konnte es nicht sagen — es sollte sich niemand über ihn lustig machen. So sagte er nur: „Ich habe jemand erwartet, Herr Oberst!“

„So, von einem abfahrenden Zuge?“ spottete der und fügte ernst hinzu: „Walker, ich warne Sie zum letzten Male als Offizier und väterlicher Freund — kehren Sie um, lassen Sie sich nicht in dunkle Geschichten ein, die Ihnen Ehre und Achtung kosten könnten!“

Walker stand noch eine Weile, als der Oberst schon gegangen war. Wenn er wußte, dachte er, und es tat ihm

weh, seinen lieben Kommandanten zu täuschen. Und dennoch! — — —

Niklaus Walfer hatte sich in der römischen Nachtlust das Fieber geholt. Ein akutes, gefährliches. Seine Freunde besuchten ihn im Spital, und einer sagte zu ihm: „Du, Klaus, das kommt nun halt davon!“

Wie er das hörte, hob er den glühenden Kopf hoch auf und rief überlaut: „Was weißt du davon, paß' dich fort — an meine Ehre lasse ich keinen!“

„Du hättest früher dazu schauen sollen“, sagte jener und ging.

Der Oberst wollte seinen Soldaten auch noch einmal sehen, da der Arzt keine Hoffnung mehr machte. — Typhus! Und dennoch stand der Offizier an seinem Lager, nahm die bleiche Hand in die seine und schaute in die abwesenden Augen. Ein Lächeln ging über des Todkranken Züge. Der Oberst konnte nicht glauben, daß einer im Sterben noch lächeln kann, der im Leben auf schlechten Wegen gegangen. Wenn er es nicht selbst gesehen hätte — —! Aber so mußte er schon fast daran glauben!

Es ging rasch zu Ende. Der Oberst konnte kaum der fernem Mutter Bericht geben, da war Niklaus Walfer tot. Sie brachten ihn aus dem Spital in die Totenkapelle im Vatikan und mit ihm noch einen Brief an den Obersten gerichtet. Als ihn der Oberst las, schickte er seineordonnanz hinaus.

„Wenn ich tot bin, so sollen Sie es wissen: Ich sterbe am Heimweh. Die Berge der Heimat haben mich erdrückt,



Einweihung des C. S. Meyer-Brunnens in Engelberg. — Dr. Ed. Korrodi, Zürich, hält die Denkmalsrede.

auch in der Ferne. Am Abend, wo Sie mich auf dem Bahnhof getroffen haben, wollte ich heimfahren, um beim Kirchlein an der sonnigen Halde zu schlafen. Nicht im Camposanto, wo es dunkel ist, ich muß an die Luft — in die Berge!

Niklaus Walfer.“

Sie haben ihm das Geleit gegeben bis zum Bahnhof, und die Gardikapelle spielte den Schweizerpsalm, als der Zug abfuhr, darin der tote Niklaus Walfer heimging —.

Jack London / Südfseegegeschichten.

(Copyright by Universitas DVAG, Berlin.)

Von den zwölftausend, die die Insel am Abend zuvor belebt hatten, waren nur dreihundert übrig. Der Moronnenmissionar und ein Polizist nahmen die Zählung vor. Die Lagune war mit Leichen übersät. Nicht ein Haus, nicht eine Hütte stand mehr. Auf dem ganzen Atoll war nicht ein Stein auf dem andern geblieben. Von je fünfzig Kokospalmen stand noch eine, aber auch sie waren Wracks, und auf keiner war auch nur eine Nuß geblieben. Es gab kein frisches Wasser. Die Brunnen waren mit Salzwasser gefüllt. Aus der Lagune wurden drei ganz durchnässte Mehljäder gefischt. Die Überlebenden schnitten das Mark aus den gestürzten Kokospalmen und aßen es. Hier und da krochen sie in winzige Hütten, die sie machten, indem sie Löcher in den Sand gruben und sie mit Resten von Blechdächern überdeckten. Der Missionar verfertigte einen rohen Brennkolben, konnte aber nicht genug Wasser für dreihundert Menschen destillieren. Als Raoul am Ende des zweiten Tages in der Lagune badete, entdeckte er, daß sein Durst dadurch etwas gestillt wurde. Er rief die Neuigkeit aus, und gleich darauf konnte man dreihundert Männer, Frauen und Kinder bis an den Hals im Wasser stehen und durch die Haut die Feuchtigkeit aufsaugen sehen. Ihre Toten schwammen um sie her oder lagen auf dem Grunde, so daß man auf sie trat. Am dritten Tage wurden sie begraben, dann setzte man sich hin, um auf die Hilfsdampfer zu warten.

Inzwischen erlebte Mauri, die der Orkan ihrer Familie entrißen hatte, ein Abenteuer auf eigne Faust. An eine ungehobelte Planke geklammert, die sie verletzete und quetschte und ihren Körper mit Splittern zerriß, wurde sie quer über das Atoll ins offene Meer geschwemmt. Unter dem erstaunlichen Schwall wahrer Berge von Wasser ent-

glitt ihr die Planke. Sie war eine alte Frau, nahe an die sechzig, aber sie war in Paumotu geboren und hatte ihr ganzes Leben am Meere verlebt. In der Finsternis schwimmend, kämpfend, erstidend, nach Luft schnappend, erhielt sie von einer Kokosnuß einen heftigen Schlag an die Schulter. Im selben Augenblick war ihr Plan gefaßt, und sie ergriff die Nuß. Im Laufe der nächsten Stunde fischte sie noch sieben dazu auf. Zusammengebunden bildeten sie einen Rettungsgürtel, der ihr zwar das Leben rettete, sie aber gleichzeitig kurz und klein zu stoßen drohte. Sie war eine fette Frau und leicht zu quetschen, aber sie wußte mit Orkanen Bescheid, und während sie zu ihrem Haigott um Schutz vor Haien betete, wartete sie darauf, daß der Wind sich legen sollte. Um drei Uhr war sie jedoch so erstarrt, daß sie die Besinnung verlor. Als es um sechs ruhig wurde, merkte sie auch nichts davon. Sie erwachte erst aus ihrer Bewußtlosigkeit, als sie auf den Strand geworfen wurde. Mit aufgerissenen, blutenden Händen und Füßen grub und stemmte sie sich gegen den Rückschlag der Wellen, bis sie aus ihrem Bereiche war. Sie wußte, wo sie sich befand. Dies Land konnte nichts anderes sein als die kleine Insel Takotota. Sie besaß keine Lagune. Niemand lebte auf ihr. Sikueru war fünfzehn Meilen entfernt. Sie konnte Sikueru nicht sehen, wußte aber, daß es gegen Süden lag. Die Tage vergingen, und sie lebte von den Nüssen, die sie über Wasser gehalten hatten. Sie dienten ihr als Trinkwasser und Speise. Aber sie trank und aß nicht so viel, wie sie gern gewollt hätte. Die Rettung war zweifelhaft. Sie sah den Rauch des Hilfsdampfers am Horizont, es war aber nicht daran zu denken, daß er etwa hierher nach dem einsamen, unbewohnten Takotota kam.